

Professor Dr. Franz-Georg Friemel

Worauf wir unser Augenmerk richten sollten

*Vortrag beim Colloquium europäischer Pfarreien in Erfurt
am 21. Juli 2005*

Angenommen, man würde mich nachts aus dem Schlaf wachrütteln, um die Frage zu stellen, was heute für unsere Kirche dringlich sei, so würden mir ohne langes Nachdenken vermutlich drei Stichworte einfallen; das erste ist Kontinuität.

Kontinuität

Um zu verstehen, was damit gemeint ist, erinnere ich Sie daran, dass wir in diesem Land vor 15 Jahren gewaltige Veränderungen erlebt haben. Die Gesellschaft ist eine andere geworden. Auch für die Kirche haben sich die Zeiten geändert und neue, ungewohnte Aufgaben kamen auf sie zu. Dennoch ist nicht alles anders.

Auch in unseren neuen Gegebenheiten hat die Kirche die gleiche Aufgabe, wie in der früheren vom Marxismus-Leninismus geprägten Zeit. Sie muss den Menschen von der Wahrheit und der Liebe Gottes so klar als möglich Zeugnis geben. Der Umbruch und die Wende haben uns sehr beschäftigt. Sie haben unser Lebensgefühl kräftig durcheinander geworfen. Dennoch wäre es falsch, nur an Neuanfang zu denken. Kirche gab es in den vierzig Jahren, als die kommunistische Partei an der Herrschaft war, Kirche wird es weiter geben. Der Auftrag, von der Wahrheit und der Liebe Gottes zu künden, bestand vor der so genannten Wende und bleibt nach ihr genauso notwendig. Kirche ist für die Zeitgenossen – für die Glaubenden, aber irgendwie auch für die vielen nicht Glaubenden – das, was es sozusagen „immer schon“ gab: Die am Sonntag im Gotteshaus zusammen kommende Gemeinde, die Predigt, die Katechese an Kindern und Jugendlichen, die Arbeit in Familienkreisen, die beständige Bemühung in einer nicht an Gott glaubenden Welt als Christ zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Auch die beständige Sorge, dass auch aus einer Pfarrei eine Gemeinde wird – eine Hauptforderung der Dresdner Pastoralynode – bleibt bestehen. Nicht erst nach dem Konzil, und schon gar nicht erst nach der Wende, sind „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“.

Nach der friedlichen Revolution des Oktober 1989 stehen in der Kirche nicht zuerst neue Aufgaben, neue Wege, neue Methoden oder neue Maßnahmen zur Debatte, sondern das, was Kirche immer zu tun hat. Für die Kirche kann Wende nicht heißen, alles wird anders. Die uralten Wahrheiten bleiben gültig und sind zu verkündigen und zu feiern. Das immer neue Staunen über die Offenbarung der Wahrheit und der Liebe

Gottes bleibt aktuell. Der Auftrag, denen, die nichts von Gott wissen, von Gott zu erzählen, bleibt. Die Sorge, für die Menschen auf der Schattenseite des Lebens war gestern gegeben und wird in Zukunft nötig sein. Das alles sind Aufgaben, die die Kirche in jeder Gesellschaft hat, sei sie sozialistisch oder kapitalistisch, arm oder reich, links oder rechts, europäisch oder afrikanisch.

Freilich wird der Grundauftrag der Kirche durch die sie umgebende Gesellschaft modifiziert. Das Hauptkennzeichen der Lage nach der Wende ist auch für die Kirche die Freiheit. Das erfordert in vieler Hinsicht ein anderes Vorgehen. Das Lebensgefühl der Menschen hat sich geändert. Im Grunde aber bleibt die alte Aufgabe. Die Kontinuität des kirchlichen Tuns ist stärker als die Diskontinuität.

Mir will aber scheinen, dass auch für diejenigen von Ihnen, die immer in der „Freien Welt“ gelebt haben, die Sorge um „Kontinuität“ nicht ganz und gar fern liegend erscheinen müsste, zum Beispiel in einer Zeit, die – auch kirchlich? – gekennzeichnet nicht nur durch radikale Sparsamkeit, sondern auch durch Wertewandel bis hin zum Werteverlust, durch krassen Individualismus oder durch einen Relativismus, der eine begründete feste Meinung für Fundamentalismus hält.

Mission

In unseren Kirchen wird Sonntag für Sonntag die hl. Eucharistie gefeiert, das Wort Gottes verkündigt; es werden Sakramente gespendet. Im Umkreis der Gemeinde werden die Kranken besucht, die Verstorbenen werden in der Hoffnung auf das ewige Leben zu Grabe getragen. Die Gemeinden hielten in ihrem Kern am Glauben der Kirche fest, auch als der Marxismus-Leninismus die Macht der Partei zum höchsten Gut erklärte. Es ist zu erwarten, dass sie auch die heutige „sanfte“, aber nicht weniger fordernde Diktatur des Zeitgeistes, des Geldes, der Moden und Trends, der nicht endenden Berieselung durch die Produkte der Unterhaltungsindustrie und die Vergötzung der eigenen Person kritisch betrachten und ihr nicht gedankenlos folgen. Wer mit der Kirche lebt, ist nicht in der Versuchung, „das Leben als letzte Gelegenheit“ anzusehen, in das er Alles, was diese Welt an Spaß bietet, hinein packen muss. Er lebt unter einem offenen Himmel und in der Hoffnung auf den „Neuen Himmel und die Neue Erde“. Auch in einer kirchlichen Situation, in der wenige Christen (und noch weniger Katholiken) unter Nichtgläubenden leben, besteht die Hoffnung, dass das Christentum sich nicht zu einem kulturellen Restbestand entwickelt.

Ist also alles in Ordnung?

Der Erfurter Bischof Wanke, würde auf diese Frage mit einem entschiedenen „Nein“ antworten und dieses „Nein“ gilt nicht nur auf die östlichen Bistümer bezogen. Er sagt: „Der Katholischen Kirche in Deutschland fehlt etwas. Es ist nicht das Geld. Es sind nicht die Gläubigen. Unserer Kirche in Deutschland fehlt die Überzeugung, neue Christen ge-

winnen zu können. Das ist ihr derzeit schwerster Mangel“. (Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche für Deutschland – in: Die deutschen Bischöfe, „Zeit zur Aussaat“. Missionarische Kirche sein, herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2000, S. 35). Es erscheint mir richtig, seine Einschätzung zu übernehmen.

Noch von einer anderen Seite her werde ich nachdenklich. Bei dem Kongress „La catechèse dans un monde en pleine mutation“, der im Februar 2003 in Paris statt fand, sprachen wir in einem deutschsprachigen Arbeitskreis darüber, ob es in der Kirche in Deutschland etwas gebe, das man einen missionarischen Elan nennen könnte. Ein Teilnehmer, der einen großen Überblick über die katechetische Szene in Deutschland hat, äußerte die Überzeugung, ein Pfarrer komme in Verlegenheit, wenn ein Nichtglaubender mit der Bitte um Taufe zu ihm käme. Er habe dafür weder Erfahrung noch Methoden. Und es komme auch kaum vor. Normalerweise schicke er ihn dann zu einem „Spezialisten“.

Von diesen beiden Beobachtungen ausgehend mache ich mir hier, in Paraphrase sozusagen, einige „Gedanken“ über ein mögliches Interesse am christlichen Glauben.

Unausgesprochene Voraussetzungen

Den Wunsch, es möge in unserem Land und in unserer Gemeinde zu einer „Vermehrung von Christen“ kommen, kann nur Jemand haben, der selbst in seinem Glauben und in seiner Kirche verwurzelt ist, einer, der Glauben und Gemeinde als hilfreich, lebensförderlich und als festen Standort im Dasein erlebt hat, der bei aller Kritik, die es an der Kirche gibt und geben muss (da sie eine Kirche der Sünder ist), positiv zu ihr steht. Nur ein glaubender Christenmensch kann den Wunsch haben, auch Andere sollten eigentlich Christ sein und wer es nicht ist, sollte es werden. Es sei wünschenswert, dass die Kirche sich nicht nur biologisch reproduziert durch die Kinder christlicher Eltern, sondern auch und zunehmend – wie in der Kirche des Anfangs – durch Bekehrung aus dem – modernen und damit viel komplizierten – Heidentum.

Der Wunsch und der Vorsatz in einer Gemeinde, alles zu tun, damit ungläubige Zeitgenossen Christen werden, ist nicht unmittelbar in missionarische oder katechetische Maßnahmen umzusetzen. Nicht wir „machen“ Bekehrungen, eröffnen Kirchen-Zugänge oder provozieren den Wunsch eines Menschen, sein Leben zu ändern. Nur Gott kann einen Menschen zur Lebenserneuerung rufen. Aber diese Tatsache darf nicht dazu führen, dass wir nichts tun. Wir können Voraussetzungen schaffen und bekehrungsfreundliche Verhältnisse herstellen. (Das ist übrigens die gleiche Situation, wie bei der so genannten „Weitergabe“ des Glaubens von den Eltern zu den Kindern oder vom Katecheten zu seiner Lerngruppe): Wir „machen“ den Glauben der Anderen nicht, aber wir bemühen uns um die Verbesserung der Bedingungen. Das Jemand mit

dem Herzen glaubt, ist ganz und gar Gottesgeschenk. Wenn betont wird, dass Gott Alles tut, bedeutet das nicht, dass die Gemeinden, die einzelnen Christen, Seelsorgeämter oder katholische Akademien die Hände in den Schoß legen und passiv abwarten könnten, bis Glaubensinteressenten vor der Tür stehen und klingeln. Auch wir müssen Alles tun, „denn wir sind Gottes Mitarbeiter“ (1Kor 3,9).

Gestatten Sie mir – als Beispiel für diese Bedingungen – einen kurzen Rückblick auf die Geschichte:

Dreihundert Jahre lang war das Christentum im Römischen Reich verfolgt, dreihundert Jahre wuchs die Zahl der Christen. Was hat das Christentum so anziehend gemacht? Die Christen in den ersten christlichen Generationen haben – anders als die Apostel – Jesus nicht mehr erlebt. Sie wurden Christen ohne den lebendigen Eindruck des historischen Jesus. Es gab zwar in den ersten Gemeinden lebendige Schilderungen, es gab dann den Niederschlag dieses einmaligen Erlebnisses in den Evangelien, aber Jesus selbst haben sie nicht erlebt. Allmählich wurde das Christentum eine Lehre. Sie galt für das Römische Reich als gefährlich, blieb aber attraktiv.

Was waren die Gründe für diese Anziehung?

Die Gemeinden waren überschaubare Gemeinschaften, eine Art Basisgemeinden. Es gab nicht den anonymen Kirchgänger. Man kannte die Brüder und Schwestern, mit denen man zur Eucharistie zusammenkam. Man lebte in Solidarität miteinander. Glaubenshilfe war verkoppelt mit Lebenshilfe. Für Arme und Kranke wurde gesorgt, man gründete Beerdigungs-Bruderschaften, so dass auch Sklaven ein ordentliches Begräbnis bekamen. Soziale Unterschiede spielten hier eine geringere Rolle, als in der übrigen Gesellschaft. Schon Paulus und Jakobus hatten scharf dagegen Stellung genommen, dass man in der Gemeinde Unterschiede zwischen Reichen und Armen machte.

Die ersten Christengemeinden hatten eine hoch stehende Ethik. Sie wussten sich verantwortlich vor Gott. Sie fühlten sich der Wahrheit verpflichtet. Sie standen zum Leben. Menschen, die mit dem Leben leichtsinnig umgingen oder es beschädigten, wurden nicht zur Taufe zugelassen. Gladiatoren konnten nur Christen werden, wenn sie ihren mörderischen Beruf aufgaben. In der Ehe war Treue selbstverständlich. Neben Mord und Götzendienst gehörte der Ehebruch zu den Sünden, die vom Leben mit der Kirche ausschlossen. Die heidnische Umwelt nahm so etwas mit Verwunderung zur Kenntnis; der Kontrast zur spätrömischen Fin-de-siècle-Kultur war beträchtlich.

Das Gottesbild der Christen war dem Götterkult im Römischen Reich überlegen. Die Götter im hellenistischen Raum waren ins Überdimensionale gesteigerte Menschen mit großen Tugenden und großen Lastern. Sie waren eher interessant für Dichter und Literaten, aber kein Gegenstand wirklicher Verehrung. Als das Christentum in die Welt des Helle-

nismus kam und als es sozusagen gefragt wurde, „Welchem Gott ist euer Gott gleich, dem Apollo, dem Jupiter oder irgend einem Anderen der Götter?“, dann sagte es: „Keinem von diesen, sondern – wenn ihr schon vergleichen wollt – dem Göttlichen, von dem eure Philosophen reden, der Idee des Guten etwa oder dem höchsten Sein“ (vgl. J. Ratzinger, Einführung in das Christentum, 1968, 103).

Es sollte dem Menschen von heute klar sein, wie ein Mensch Christ wird, welche Stufen auf dem Weg dahin zu durchlaufen sind, Christ wird man nicht in esoterischen Konventikeln; Mission hat mit Öffentlichkeit zu tun; deshalb ist der Umgang mit der Öffentlichkeit eine beständige Aufgabe, ja eine Kunst, die besonders wir in den östlichen Bistümern mehr und mehr lernen müssen (vgl. F.G. Friemel, Mission mitten in Deutschland. In K.J. Lesch/Egon Spiegel Hg. Religionspädagogische Perspektiven. Kirche, Theologie, Religionsunterricht im 21. Jahrhundert, FS Ralph Sauer, Kevelaer 2004, 21-29).

Für Gemeinden in den postkommunistischen Ländern ist das auch nach 15 Jahren nicht ganz einfach.

Ökumenismus

Vor der so genannten Wende hätte ich die ökumenische Aufgabe nicht als eine besonders dringliche, aus der Not geborene Aufgabe gesehen. Ökumenische Beziehungen von Gemeinde zu Gemeinde liefen gut. Zwischen katholischen und evangelischen Christen herrschte ein Klima der Sympathie und Zusammenarbeit. Wir waren als Christen gemeinsam in der Situation der Diaspora in einem Land, in dem der sich absolut gebende atheistische Marxismus-Leninismus die Staatsreligion darstellte.

Die Sorge um die Einheit der Kirche ist natürlich eine ihrer Grundaufgaben; und sie beginnt schon in der Urgemeinde, als es eine „Verstimmung“ zwischen den hellenistischen und den hebräischen Gemeindegliedern in Jerusalem gab (Apg 6.1). Ökumenismus als eine Jetzt-Aufgabe scheint mir aber neu.

Die katholische Kirche hatte in den postkommunistischen Ländern auf manche neue Möglichkeiten – mit Ausnahmen natürlich – sozusagen instinktiv reagiert als die evangelische. Sie stand etwas unbefangener der Seelsorge an Soldaten gegenüber, sie sah eher die Chancen des Religionsunterrichtes in der Schule, sie betrachtete den Kirchensteuereinzug durch das Finanzamt funktional, nicht theologisch. Sie war bereit, bis zum Erweis des Gegenteils mit dem Staat zu kooperieren. Evangelische Christen waren zögerlicher, sie waren auch dem neuen Staat gegenüber nicht ganz unbefangen. In dieser Hinsicht war die Situation zwischen Katholischen und Evangelischen anders – umgekehrt . als vor hundert Jahren. Katholische Laien waren – zum Erstaunen der Katholiken selbst – überproportioniert in der Kommunal- und Landespolitik vertreten. Nicht bei allen neuen Möglichkeiten, die sich in den Kirchen nun boten, haben sich in dieser Zeit, in der zum Teil weit reichende

Entscheidungen fielen, katholische und evangelische Christen abgestimmt und gegenseitig informiert. Bei manchen Entscheidungen, die zu fällen waren, reagierte die katholische Kirche aufgrund ihrer Bischofsstruktur schneller als die evangelische mit ihrer Synodalstruktur, bei der längere Zeit diskutiert werden muss. Katholische wie evangelische Christen hatten plötzlich das Gefühl, dass konfessionelle Besonderheiten wieder hervor traten und das einigend Christliche ein wenig in den Hintergrund trat. Erfahrungen einer neuen konfessionellen Konkurrenz haben sich zu einem Knäuel verstrickt, in dem Fakten und Emotionen sich schwer auseinander halten lassen. Besonders die evangelische Seite ist mancherorts misstrauisch geworden. Die ökumenische Luft hat sich abgekühlt. An manchen Stellen haben evangelische Christen den Eindruck, dass eine „Verschwörung“ im Gange ist, und dass die Re-Evangelisierung der Welt, von der Johannes Paul II. sprach, vielleicht Re-Katholisierung bedeuten könnte. Deswegen möchte ich unter die als „besonders dringlich“ empfundenen Aufgaben das fortdauernde, nüchterne, informierende, ehrliche und um die Gefahr von Emotionen wissende Gespräch zwischen den Konfessionen rechnen.

Dazu kommt eine Beobachtung, die diejenigen von Ihnen, die aus den westlichen Bistümern in Deutschland kommen, auch machen: auf der kirchlichen Makroebene gibt es seitens der Kirchen der Reformation eine zunehmende Ungeduld, ja ein Drängeln, die katholische Kirche möge die „Interkommunion“ endlich zulassen, also die gemeinsame Eucharistie nicht als Ziel, sondern als Weg zum Ziel der Einheit sehen, manchmal mit der Hoffnung, Interkommunion via facti an den Bischöfen vorbei zu verwirklichen. Die gemeinsame Eucharistiefeier beim Ökumenischen Kirchentag mit Professor Hasenhüttl – ein Randphänomen, das aber von den Medien als eine Art Hauptsache gewertet wurde – hat die ökumenischen Beziehungen nicht befördert. Wir müssen mit Empfindlichkeiten rechnen. Das gilt sowohl für katholische wie für evangelische Christen, mehr noch für Pfarrer und Pastor(en/innen), am meisten wohl für Kirchen leitende und in besonderer Verantwortung für das Ganze stehende Christen. Katholische und evangelische Christen müssen sich gegenseitig nicht weniger, sondern mehr informieren. Sie brauchen jetzt nicht weniger, sondern mehr Austausch. Es herrscht nicht weniger, sondern mehr Bedarf an Erklärung dessen, was in der eigenen Kirche vorgeht.

Und selbstverständlich bleibt die Einheit im Glauben – und endlich auch in der Eucharistie – ein nicht aufgebbares Ziel, das mit Nüchternheit und Leidenschaft anzugehen ist.

Es gibt Zeiten, in denen Inhalte und die Verständigung über sie so im Vordergrund stehen, dass die Beziehungen, die mit im Spiel sind, nicht wahrgenommen werden. Es gibt aber auch Zeiten, wo sich die Beziehungen selbst bemerkbar machen und wo gefragt werden muss, wie stehen wir zueinander. Man kann auch über Beziehungen miteinander reden. Manchmal ist das eine dringliche Aufgabe.

Das Ende der Spaßgesellschaft

An dieser Stelle möchte ich eigentlich mein Bekenntnis der Gedanken, die mir zu pastoralen Prioritäten kommen und die mich auch dann beschäftigen, wenn ich nicht – wie hier – formell dazu Stellung nehmen muss, beenden. Kontinuität, Mission und Ökumenismus als Aufgaben in Kirche und Gemeinde dürfen auch manche Andere, die man aus dem Schlaf wachrüttelt, für wichtig und dringlich halten.

In den letzten Jahren aber drängt sich ein neues Thema in die Diskussion. Es deuten sich offenbar gesellschaftliche Veränderungen an. Sie stehen noch nicht auf der Liste der Agenda, an die wir immer wieder denken sollten und die man für „sofort abrufbar“ halten könnte. Auch sind diese Konturen noch unscharf.

Es gibt Anzeichen, dass die Epoche der so genannten „Spaßgesellschaft“ sich ihrem Ende zuneigt. Kulturphilosophen, Freizeitforscher, manchmal sogar Politiker fordern eine neue Ernsthaftigkeit. Von Event zu Event kann man nicht leben. Es macht nachdenklich, wenn ein buch des TV-Journalisten Peter Hahne über das Ende unserer „Spaßgesellschaft“ in einem Jahr vierunddreißig Auflagen hat (Schluss mit lustig. Das Ende der Spaßgesellschaft, 2005). Oder wenn das Kom(m)ödchen in Düsseldorf – ein berühmtes links gerichtetes – Kabarett zum Thema „Moderner Mensch“ textet:

„Lebensangst und Kreislaufstörung,
hasten, jagen, Kampf und Gier,
was stabil ist, ist die Währung,
was labil ist, das sind wir.
Lasst die Puppen schneller tanzen
ohne Ziel in dem Getriebe,
hoch gepeitscht durch Dissonanzen,
ohne Glaube,
ohne Hoffnung,
ohne Liebe“ (Peter Hahne a.a.O. 74)

Sind wir darauf vorbereitet, dass wir Christen – katholische möglicherweise etwas mehr als protestantische, weil sie tiefer in der Tradition verwurzelt sind – bald wieder gefragt sein könnten? Sind wir bereit, Zeugnis abzulegen für die alten Wahrheiten des Glaubens und der christlichen Ethik, nicht weil sie alt sind, sondern weil sie wahr sind?

Manche haben das begriffen und ausgesprochen: Hildegard Knef, die es in USA zu Weltruhm gebracht hat, hat beide Seiten, die das Leben für uns bereit hält, die wunderbare und die bittere, dramatisch erfahren, den Ruhm einer Diva und die Bitterkeit von Krankheit und Sterben. Nachdenklich meinte sie: „Die Welt ist geschwätzig und vorlaut, solange es gut geht. Nur wenn Jemand krank ist oder stirbt, wird sie verlegen. Dann weiß sie nichts mehr zu sagen. Genau an dem Punkt, wo die Welt

schweigt, richtet die Kirche eine Botschaft auf. Ich liebe die Kirche um dieser Botschaft willen.“ (Peter Hahne, a.a.O. 127)

Mir scheint, dass sich dieses – von mir noch hinzu gefügte – vierte Stichwort an die Punkte „Kontinuität“ und „Mission“ organisch anschließt und dass auch die Sorge um die Einheit der Kirche in diesen Komplex mit hinein gehört, denn nur die *eine* Kirche ist überzeugend.

Es mag sein, dass es noch dauert, bis die Mehrzahl der Menschen so zu denken anfängt, mag sein, dass es um Kirche und Glaube noch einige Zeit stiller, einsamer werden kann, dass sie als Motivation zum Glauben – als äußere Gnade – schwächer wird und dass nur ihr Kern die Überzeugung bewahrt, dass allein der christliche Glaube und eine an der Bibel orientierte Ethik Richtung in einer Welt geben, der alle Mittel zur Verfügung stehen, deren Ziel aber aus dem Blick geraten ist.

Für solche Zeiten hat übrigens schon der Prophet Habakuk ein Wort bereit (an das jeder Priester in seinem Stundenbuch in den Laudes der 2. Woche erinnert wird):

„Zwar blüht der Feigenbaum nicht
an den Reben ist nichts zu ernten
der Ölbaum bringt keinen Ertrag
die Kornfelder tragen keine Frucht
im Pferch sind keine Schafe
im Stall steht kein Rind mehr –
dennoch will ich über den Herrn jubeln
und mich freuen über Gott, meinen Retter“
(Hab 3. Kap.)

Wenn man mich nachts wachrüttelte, würden mir heute die drei Stichworte (Kontinuität, Mission und Ökumenismus) als dringliche Aufgaben einfallen. Das vierte würde dazu kommen, wenn ich ganz wach bin und mich wieder in der Welt, in der ich lebe, umgesehen habe. Ich vermute, dass es übermorgen noch immer die gleichen Themen sind. Es ist auch möglich, dass Andere, die man nachts wachrüttelt, andere Aufgaben nennen würden. Mir scheint in jedem Fall wichtig, dass es unterhalb der drängenden und wechselnden Tagesproblematik in der Kirche eine christliche Gelassenheit gibt, die weiß, dass die Zuwendung Gottes in den Aufregtheiten des Alltags beständig bleibt.

Zurück